Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **16 (1934)**

Heft 11

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweiz. Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 16. März 1934 | Erscheint jeden Freitag | 16. Jahrgang. Nr. 11

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Einladung

zur

Generalversammlung

der Genossenschaft Schweizer Frauenblatt

auf Freitag, 23. März 1934, punkt 15 Uhr, im Saal der Zürcher Frauenzentrale, Schanzengraben 29.

Traktanden:

Protokoll.
Jahresbericht.
Jahresrechnung.
Wahlen.
Verschiedenes.

Zu zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

Wochenchronik.

Inland.

Aus der Bundesversammlung.

Letzten Montag sind in Bern Nationalrat und Ständerat zu ihrer ordentlichen Frühjahrssession zusammengetreten — unter dem frischen Eindruck der eben erfolgten Verwerfung des Staatsschutzgesetzes, deren die beiden Präsidenten Huber und Riva in ihren Eröffnungsworten gedachten. Freilich in ziemlich entgegengesetzter Auffassung. Nationalratspräsident Huber nannte die Verwerfung einen Ausdruck des demokratischen Urgefühls, während der Ständeratspräsident Riva sie als einen schweren Nachteil für die schweizerische Demokratie bezeichnete. Die direkte Folge dieser Verwerfung, der Rücktritt von Bundesrat Häberlin, der glaubt, die Verantwortung für die Zukunft nach diesem Ausgang nicht länger übernehmen zu können, löste allgemeines Bedauern aus.

Eines der wichtigsten Geschäfte des **Nationalrates** war das der Kredithilfe für notleidende Bauern. Ueberzahlte Liegenschaften, hohe Zinsen und Zinsschulden, Bürgschaften, gesunkene Produktenpreise usw. haben eine eigentliche Verschuldungsnot weiter Bauernkreise verursacht. Konkurse drohen weit herum. Hilfe ist dringend geboten. Der Bundesrat beantragt zur Einleitung einer Entschuldungsaktion für die Jahre 1934 und 1935 je 6 Millionen und für die Gebirgsgegenden im besondern noch je 3 weitere Millionen, die Kommission ihrerseits ist für eine Erhöhung von je einer Million, also im ganzen für 22 Millionen. Der Rat schloß sich dem Kommissionsantrag an. Dazu bewilligte er einen weiteren Kredit von je 500.000 Franken für eine Hilfsaktion zu Gunsten des Kleingewerbes, soweit es durch bäuerliche Sanierungsmaßnahmen in Anspruch genommen würde, sowie für die Einrichtung von gewerblichen Beratungs- und Buchhaltungsstellen.

Ein anderes wichtiges Traktandum war die staatliche Risikogarantie für die Exportindustrie. Der Bundesrat soll ermächtigt werden, im Interesse der Erhaltung und der Schaffung einheimischer Arbeitsgelegenheiten die Uebernahme bestimmter Exportaufträge, die mit besondern Risiken verbunden sind, dadurch zu erleichtern, daß er von Bundeswegen dem Exporteur die teilweise Deckung eines allfällig eintretenden Verlustes garantiert. Diese Garantie darf jedoch 25 bis höchstens 50 Prozent des Verlustes nicht übersteigen, 50 Prozent desselben hat in jedem Fall der Exporteur zu tragen. Diese Exporthilfe darf aber nur bis zum Höchstbetrag von insgesamt 10 Millionen gehen und nicht über das Jahr 1938 hinaus dauern. Namentlich die Maschinenindustrie hofft damit Aufträge von über 25 Millionen mit einer Lohnsumme von 10—12 Millionen Franken noch hereinzubekommen, die sie ohne diese Garantie nicht übernehmen könnte, weil das Risiko zu groß wäre. Im Interesse dieser „produktiven Arbeitslosenfürsorge" wird die Vorlage mit großem Mehr angenommen.

Der **Ständerat** seinerseits genehmigte unter anderem die Gewährung einer Krisenhilfe an die freiwillige Krankenversicherung zur Deckung von infolge der Krise nicht eingegangenen Mitgliederbeiträgen für die Jahre 1934 und 1935 mit je 300.000 Fr., er genehmigte weiter das internationale Lehrlingsabkommen und den Bericht des Bundesrates über die Völkerbundsversammlung, nahm die Revision des Garantiegesetzes an sowie eine Verordnung über ein Pfandnachlaßverfahren für die Hotellerie, das eine Herabsetzung der Zinssätze für Pfandforderungen gestattet, sowie auch dem Hotelpächter, nicht nur dem Besitzer, den Nachlaß von Pacht- oder Pfandzinsen oder Stundung derselben erlaubt.

Die wie im Nationalrat so auch im Ständerat bekannt gegebenen Rücktrittsgesuche von Bundesrat Häberlin, Bundesrichter Dr. Merz und Bundeskanzler Dr. Kästlin lösten auch hier Bedauern aus.

Das Staatsschutzgesetz,

ist letzten Sonntag mit 486,168 gegen 415,964 Stimmen verworfen worden. Sind wir glücklich oder unglücklich darüber? Keines von beiden. Wir wären in jedem Falle, ob angenommen oder verworfen, besorgt gewesen. Wir sind besorgt, daß nun der Staat keine schärfern Schutzmittel gegen die Unterhöhlung unserer Demokratie und gegen das waghalsige Spiel mit dem Bürgerkrieg besitzt. Man gibt der allgemeinen Unzufriedenheit und Mißstimmung über die Krisenverhältnisse die überwiegende Schuld an der Verwerfung. Wir glauben, daß die Ursache doch etwas tiefer liegt. Das Gesetz bot der subjektiven Auslegung eine zu breite Handhabe. Es ist unserer Meinung nach das starke Mißtrauen — dem einige Berechtigung nicht abgesprochen werden kann — gegen die Willkürlichkeit in der Anwendung, die in der Ueberlegung des einfachen Mannes zur Verwerfung führte.

Ausland.

Mit einem ungewöhnlichen Interesse verfolgt die politische Oeffentlichkeit die **Dreierzusammenkunft** von Mussolini, Dollfuß und Gömbös in **Rom.** Sensationelle Ereignisse, wie etwa ein Dreierbündnis, wird man zwar nicht erleben, dazu ist Mussolini zu klug. Aber es ist ihm außerordentlich an der Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Oesterreichs und demzufolge an einer wirtschaftlichen und damit auch politischen Stärkung desselben gelegen. Desgleichen mit Ungarn. Dies freilich nicht nur aus lauter Altruismus. Denn erfreut kann Italien eine Belebung seiner eigenen Wirtschaft durch einen intensivern Güteraustausch mit Oesterreich und Ungarn selbst sehr wohl brauchen. Und sodann wäre ihm der durch einen ev. Anschluß erreichte große Machtzuwachs Deutschlands und damit das Vorrücken der deutschen Grenzen an die eigenen (am Brenner) höchst unsympathisch. Frankreich steht diesem Bestreben verständnisvoll gegenüber. Mussolini hat es nicht unterlassen, es über alle seine diesbezüglichen Pläne zu informieren und sich seiner stillen Zustimmung und vielleicht auch Zusammenarbeit zu versichern.

Bei der gegenwärtigen Zusammenkunft dürfte es sich also vor allem — wie dies auch Dollfuß betont hat — um eine Vertiefung und Intensivierung der wirtschaftlichen Beziehungen handeln und damit um eine Erleichterung der schweren wirtschaftlichen Situation der beiden Länder. Das wird weiter eine Stärkung ihrer politischen Widerstandskraft und die Wiederkehr von Ruhe und Ordnung bewirken.

Die ganze wirtschaftliche Aufbauarbeit wird Italien, das in seinen Mitteln begrenzt ist, zwar allein nicht leisten können. Darum sucht es auch die Tschechoslovakei dafür zu interessieren und ihr bisheriges Mißtrauen — die Furcht vor allfälligen Revisions- und habsburgischen Restaurationsplänen — zu überwinden. Die Töne der italienischen Presse klingen gegenwärtig überaus lieblich nach der Tschechei hinüber und es heißt, daß Benesch nach der Dreierzusammenkunft ebenfalls nach Rom gebeten werde.

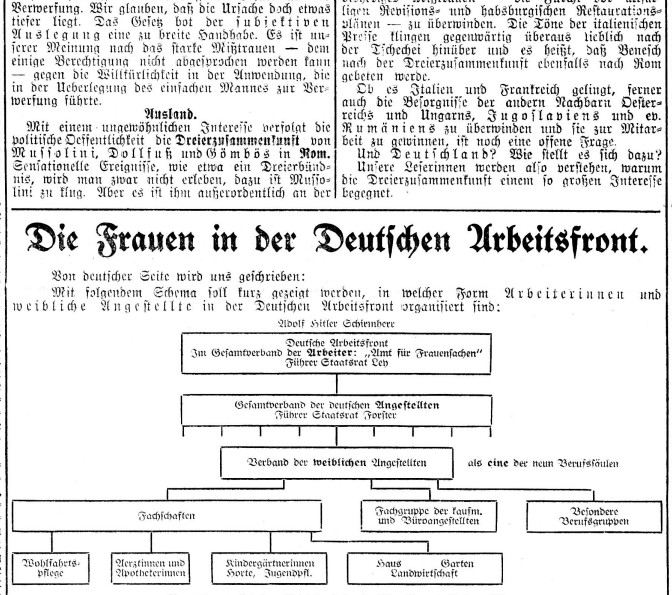
Ob es Italien und Frankreich gelingt, ferner auch die Besorgnisse der andern Nachbarn Oesterreichs und Ungarns, Jugoslaviens und ev. Rumäniens zu überwinden und sie zur Mitarbeit zu gewinnen, ist noch eine offene Frage.

Und Deutschland? Wie stellt es sich dazu? Unsere Leserinnen werden also verstehen, warum die Dreierzusammenkunft einem so großen Interesse begegnet.

Die Frauen in der Deutschen Arbeitsfront.

Von deutscher Seite wird uns geschrieben:

Mit folgendem Schema soll kurz gezeigt werden, in welcher Form Arbeiterinnen und weibliche Angestellte in der Deutschen Arbeitsfront organisiert sind:



Beamtinnen sind im „Reichsbund der deutschen Beamten" eingereiht.

Liest man die Flut der Mitteilungsblätter über die Deutsche Arbeitsfront und die diesbezüglichen Artikel in der Tagespresse, und beurteilt man ihre Wirkung auf den einfachen Leser, so erlebt man das Eine, was man jetzt immer und überall erfährt: daß tatsächlich der Wille Adolf Hitlers, — den er schon in „Mein Kampf" unmißverständlich zum Ausdruck gebracht hat: einem ganzen Volk den Gehorsam, die blinde Beugung unter die für fast göttlich gehaltene Vollkommenheit der Führung einzuhämmern, — daß diese Absicht in erschütternder Weise gekannt und zum Teil auch erreicht wird. Es ist große Begabung, die die neue Führerschaft auf allen Gebieten beweist, nämlich dauernd und immer wieder es dem Volke zu suggerieren, wie viel herrlicher alles Jetzige gegenüber dem Gewesenen sei. Und man sieht, wie die breite Masse des Volkes sich dem ergibt: teils eingeschüchtert und verwirrt, teils der Magie der suggestiven Bearbeitung bereits erlegen, die zu versichern versteht, wie Millionen schon z. B. durch den Eintritt in die D. Af. sich der nationalsozialistischen Führung anvertraut hätten; teils aber auch den korporativen Eintritt, — der zwangsmäßig über alle Verbände verhängt wird und gegen den man sich nicht wehren kann, — als ein Schutzmittel auffassend, das man wie einen Regenschirm über sich aufspannt gegen schlimmere Ungewitter, als da sind Denunziationen und GeStaP (Geheime Staatspolizei) mit ihren bösen Folgen.

Tatsächlich ist ja, organisatorisch beurteilt, die Zusammenfassung aller gewerkschaftlichen Verbände in der D. Af. unter einem leitenden Gedanken, einer Zielsetzung, einem politischen Willen, wirklich eine Leistung. Aber wird dadurch, daß immer wieder mit stärksten Ausdrücken davon geredet wird, daß Klassenvorurteile und Standesdünkel nun aufgehört hätten, daß wir ein einiges Volk geworden seien, welches dem Führer in heißem Dank zujuble, ein Volk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Wahrheit schon zusammengeschweißt? Es muß doch wohl nicht ganz so einfach sein, denn warum sollte es, sofern das alles wahr ist, nötig sein, wie Ley sagt, daß er sie „.... mit Ketten zusammenschmieden werde, falls es nicht anders möglich sei, sie zusammenzubringen". Und gibt es nicht zu denken, daß er manchmal drohende Töne anschlagen muß, wie folgende: „In unermüdlicher Zähigkeit werden wir in der Partei, in der Deutschen Arbeitsfront, im Werk „Kraft durch Freude" die Menschen zum Nat.Soz. formen, ... aber den unanständigen Zeitgenossen (lies: Nicht-Nat. Soz.) zu treffen wissen."

Aber sehen wir uns an, wie der Stand der speziellen

Frauenangelegenheiten

besonders der Arbeiterinnen und Angestellten jetzt ist. Uns interessiert besonders, ob gerade für die Frauen wesentliche Verbesserungen ihrer Interessenvertretungen zu bemerken sind gegen früher. Sieht man näher zu, was übrig geblieben ist von den aufgeregten Wogen der ersten Flutwelle: „Zurückführung der berufstätigen Frau zur Ehe, in den Haushalt; Beihilfe durch Ehestands-Darlehen, Ausschaltung der Doppelverdiener", und wie die Ideen alle hießen, so könnte man sagen: der Berg hat ein Mäuslein geboren. Es ist beschämend zu sehen, wie man in aller Stille zurückkehrt, zurückkehren muß vor den Tatsachen der Wirklichkeit zu denjenigen Gedanken mancher der Frauen, die man, als für den neuen Staat untragbar, abgesetzt hat. Oder anders gesagt: Man sah in den vergangenen Monaten mit schwerer Beängstigung, daß mit einem fast unverzeihlichen Leichtsinn und von jeder Sachkenntnis ungetrübt volkswirtschaftliche und soziologische Frauenfragen von den maßgeblichen Personen übers Knie gebrochen wurden.

Aber während nach außen hin alle diese Schlagworte noch im Gange sind in Wort und Schrift, scheint man hinter den Kulissen, wo die Frauninteressen wirklich bearbeitet werden, und wo nicht nur Reden gehalten werden, zu einiger Einsicht gekommen zu sein. Man erkennt, daß mit aller Macht verhindert werden muß, daß weiter die unterschiedslose

Bekämpfung der Frauenarbeit,

die Gehaltskürzungen und Entlassungen zugunsten von Männern um sich greift, wofern nicht ein schwerer Schaden für die Volkswirtschaft entstehen soll. Man kann wohl sagen, daß in Deutschland auf einem eminent hohen Prozentsatz junger und älterer berufstätiger

Vorfrühling.

Dieser Vorfrühling mit seinen Zögerungen, seinen Tagen der Niedergeschlagenheit und seinem plötzlichen Erstarken ist der Liebe gleich. Der ersten Liebe. Er gibt sich, er versagt sich, ist bald voll Zweifeln und bald trunken von Freuden und Gewißheiten. Schon ist alles voll von seiner Gegenwart und dennoch sieht man ihn nirgends. Doch, ist er gleich unsichtbar, man errät ihn und fühlt ihn im voraus. Seine wunderbare Gegenwart bezwingt nach und nach die Welt. Seine siegreiche Kraft liegt in den prallen Knospen, die sich im Himmelsblau schaukeln, sein anschmiegender Reiz in dem sanften Wind, der von den Hügeln niedersteigt, seine Erregung in dem laugen Duft der gelockerten Scholle. Alle seine Entzückungen sind noch in kleinen Dingen zusammengepreßt. Doch es sind zuweilen die kleinen Dinge, denen das Unendliche innewohnt. Kann nicht das tiefe Gefühl eines ganzen Lebens in einem einzigen Worte Raum finden? Ein blühendes Zimmergrün vermochte Jean Jacques zu Tränen zu rühren. Die Haselsträucher, die im März blühen, bergen schon in ihren kleinen goldigen Kätzchen den köstlichsten Honigseim des Jahres, und der im Geheimnis der verborgenen Zeige eben entfaltete Seidelbast trägt in seinen rosa Blüten einen Duft, der die Düfte aller Kelche, die sich später öffnen werden, in sich schließt und verkündigt.

Aber dieser Vorfrühling kennt jähe Rückschläge. Zuweilen breitet sich in aschgrauer Himmel über der Erde, ein harter Windwind schüttelt die Sträucher. Alles scheint für immer verloren, man blickt durchs Fenster und sagt: „Dieses Jahr wird es keinen Frühling geben!" Und dann plötzlich erscheint die Sonne wieder, wie eine liebe Gegenwart, und sprüht. Alles scheint neu, im Licht gebadet, ein mächtiger Rausch steigt von überall herauf. Und das zage, wunde Herz sieht noch einmal diese unbegreifliche Wiedergeburt, dieses wunderbare Fest erscheinen. Es wagt nicht daran zu glauben und wagt nicht sich diesem neuen Taumel hinzugeben. Denn es weiß jetzt zu gut, wie alle Träume der Freude enden. Daher zieht es dem siegenden Lenz mit der Ueberfülle seiner Blumen und Sträuße, mit dem Schwirren seiner Vogellieder, dies zwiespältige und heimliche Vorspiel in halben Tönen vor. Es liebt diesen Vorfrühling, diesen kleinen blauen Lenz mit unbestimmten Reizen, mit seinen prickelnden Blumen. Denn es weiß, daß in der Liebe und im Lenz seine Dinge für immer die süßesten sind, die man erwartet, die man ersehnt und die man ertränkt.

Berthe Kollbrunner.

Eine Erinnerung an Gottfried Keller

Von Clara Thomann.*

Die Kunde von Gottfried Kellers Erkrankung verbreitete sich in der Stadt Zürich und drang auch in unser Haus. Was das für mich bedeutete, kann nur jemand sich vorstellen, der zu einem Dichter in einer innigen Beziehung steht, mit seinen Werken lebt wie ich in jenen Jahren mit den Werken Gottfried Kellers.

Als ich noch ein Kind war, zog mich auf unserm Büchergestell ein kleines schwarzes Buch mit Goldschnitt geheimnisvoll an: die Erstausgabe der Gedichte Kellers, die 1846 zu Heidelberg erschienen waren. Auf dem ersten Blatt stand geschrieben:

An Frau Cl. Schinz geb. Füßli
als Zeichen inniger Hochachtung
von G. K.
Zürich, im August 1846.

Cleophea Schinz war keine andere als die einstige Pfarrfrau von Glattfelden, die während den schwierigen Jugendjahren des Dichters seiner Mutter mit Rat und Tat beistand.*

Diese Gedichte wurden mir sehr lieb.

Zum siebzehnten Geburtstage schenkten mir die einsinnigen Eltern die neue Ausgabe der gesammelten Gedichte. Eine weitere, umfassendere Welt der Schönheit tat sich mir darin auf und bezauberte mich. Wieder und wieder las ich meine Lieblingsgedichte, bis ich sie auswendig wußte und nun auch draußen bei mir trug, wo meine Malerangen in den Farben und Formen der Natur, die mir durch den gestaltenden Dichtergeist noch tiefer erschlossen wurde, schwelgten. Fortan krönte jedes Jahr ein Keller- oder ein Meyerbuch meinen Geburtstagstisch. Meine Seele umschloß beide Dichterwelten mit gleicher Liebe, obwohl meine Beziehung zu ihnen eine völlig verschiedene war. Die Werke Conrad Ferdinand Meyers versetzten mich in außerordentliche und verwickelte Lebensverhältnisse. Gottfried Keller dagegen zeigte mir im goldenen Märchenlicht seiner Schöpfungen das Schweizerkind und die Schweizererde, deren Wesen und inniges Verwachsensein er mit dem wahrheitsuchenden Auge des Dichters erschaute.

Mit der Begeisterung für sein Werk wuchs die jugendliche Begeisterung für den Dichter. Die humoristischen Histörchen, die über ihn umgingen, störten mich nicht. Es lag meiner Natur ferne, einen Gott aus einem verehrten Menschen zu machen. Das einzige Mal, da ich ihn auf der Straße in der Nähe des Heimplatzes sah, war er recht hinfällig. Aber durch die morsche Hülle sah ich seinen Genius leuchten, vor dem die nüchterne Umgebung, Straßen, Häuser und Leute verschwanden.

Als ich zwei Jahre später von seiner Erkrankung hörte, kam mit Macht über mich, was wir an Gottfried Keller besaßen, was er uns gegeben, etwas, das nicht zu fassen, nicht zu überschauen war. Jetzt lag der reiche Schenker einsam in seinem Krankenzimmer. Wer von den tausend und tausend Beschenkten erhellte es nun durch einen Funken Geist und Humor? Gewiß besuchten ihn treue Freunde, gewiß wurde der Alleinlebende von kundiger Hand gepflegt; ob es aber eine echte Menschenhand war, eine liebewarme? Wie wenig wußte er, daß unsere sorgenvollen, betrübten Gedanken sein Lager umschweiften! Das beschäftigte mich stark. Von dieser ungekannten und ungenannten Menge mußte er ein Liebeszeichen erhalten. Mit meiner süssigen Barschaft, die in einem kleinen Portemonnaie Platz hatte, wanderte ich zu einem Gärtner. Von den purpurnen Samtrosen, welche vor meinem innern Auge leuchteten, war da weit und breit

* Anmerkung der Red.: Die bekannte Zürcher Malerin erzählt uns ihre Jugenderinnerungen an den Dichter. Leider konnte die zarte Zeichnung von Cl. Thomann, die die Züge des toten Dichters festhält, der Erzählung nicht beigegeben werden.

* Frau Cleophea Schinz schenkte das Gedichtbändchen unserer Tante Frau Emmy Correns geb. Köchlin in München, diese vermachte es ihren Zürcher Nichten Berta und Clara Thomann. Es befindet sich in unserm Besitz.

Frauen die Erhaltung von Eltern und Geschwistern liegt. Der nationalsozialistische Hinweis, daß die jungen dieser Frauen heiraten sollen, gibt den Eltern aber noch kein Brot. Es kommt dazu, daß in zahllosen Fällen Eheschließungen verhindert werden durch Erwerbslosigkeit der Männer, niedriges Einkommen oder unsichere Existenz. Das ist bekannt. Und so dankenswert und „anreizend"

das Ehestands-Darlehen

auch ist, das für die notwendigsten Möbel und Gebrauchsgegenstände gewährt wird, so wird es doch gerade von ernsthaften Frauen schon deshalb mit Mißtrauen nicht gern in Anspruch genommen, weil es eine mehr oder minder große Schuldenlast bleibt, die nur auf sich genommen werden kann, wenn eine wenigstens einigermaßen gesicherte Fundierung des zukünftigen Haushalts garantiert ist.

Man fängt an, — wenn auch nicht gerade in der Führung, — so doch bei den ungezählten betroffenen Mädchen und Frauen selbst, wieder etwas mutiger und wahrheitsgemäßer die Dinge beim Namen zu nennen: Sie geben zu, nicht mehr nur aus Versorgung heiraten zu wollen und warten nicht mehr darauf, — vielleicht abgesehen nur von einer Schicht der ungelernten Arbeiterinnen, — von dem ersten besten geheiratet zu werden. Sie wehren sich gegen den blauen Dunst der Verschleierungen, der da getrieben wird; und wenn sie klug sind, berufen sie sich auf das Wort des Führers, — weil was andres nichts nützt —, daß jeder Volksgenosse Recht auf Arbeit hat, Recht auf einen Beruf und nicht nur auf Versorgung. Auch das wird vorsichtig angedeutet, daß der neue Staat ja nur Interesse haben kann an Ehen, die in vollem Bewußtsein der Verantwortung gegen Volk und Nation geschlossen sind. Man erfährt im Gespräch mit Frauen immer wieder, wie sie sich mit Erbitterung wehren dagegen, daß sie so oft ihre Stellen gefährdet sehen, wenn nur der geringste Anhalt dafür da ist, daß eine „mit einem Herrn geht", oder einen Freund hat. Ja, daß sie dann vom Büro, vom Betrieb, der Fabrik oft geradezu zur Eheschließung gedrängt wird. Wie oft wird aus der Sorge heraus, die Stellung zu verlieren, die doch zum Unterhalt der Eltern oder auch, um langsam für den eigenen späteren Haushalt zu sparen, nötig ist, keinerlei Legitimierung der Freundschaftsverhältnisse, der Verlobungen oder der geheimen Ehen vorgenommen. Daß das eine der bedrückendsten Kehrseiten der Medaille der neuen Parolen ist, da auch hier wieder wie an so vielen Punkten des Lebens in Deutschland jetzt Heimlichkeit aus Angst vor Denunziation sich ausbreitet, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Die groß angekündigte Uebernahme der berufstätigen Angestellten und Arbeiterin in den Hausgehilfinnenstand hat sich ebenfalls als mißglückt erwiesen. Mit Recht nehmen die Hausfrauen, sofern sie sich noch Hilfen leisten, lieber eine von den vielen stellenlosen, mit Fachkenntnissen ausgerüsteten Hausangestellten.

Auch auf dem Gebiet der

Ausschaltung der sog. „Doppelverdiener"

weht langsam ein anderer Wind. Schon unter der alten Regierung hat man weitgehend die wirkliche, die ausrottbare Doppelverdienerei bekämpft. So kehrt man jetzt dazu zurück, nicht mehr diejenigen (teils nicht mehr ganz jungen) Frauen abzubauen, die man als Doppelverdiener ansah, weil sie noch einen alten Vater mit einer meist äußerst bescheidenen Rente haben. Man plädiert dafür, sie im Beruf zu lassen aus dem sehr einfachen Grunde, weil man einsieht, daß man von der Rente nicht leben und daß nach dem Tode des Vaters die Tochter nicht existieren könnte.

Wollte man allen diesen Frauen, von denen im Vorhergehenden die Rede war, die Stellen entziehen, um sie Männern zu geben, so würde damit keine Arbeitsbeschaffung und damit eine Aufhebung der wirtschaftlichen Not, sondern nur eine Verschiebung veranlaßt sein. Man dient der Lösung der Frauenfrage nicht damit, Phrasen aufzustellen, wie man sie häufig hören kann, etwa, daß die Frauen „jetzt endlich eine Verretung hätten, wie sie bisher noch nicht dagewesen sei!" Auch nicht damit, daß man Vorschläge macht und sie mit lauten Reden als angängig preist, die sich dann aber vor der Wirklichkeit als zerplatzende Seifenblasen erweisen. Wenn sich die Wirtschaftsverhältnisse konsolidieren, wenn es wirklich gelingen wird, den Arbeitsmarkt anzukurbeln, wird ganz von selbst derjenige Teil der Last von der berufstätigen Frau genommen, der sie bisher daran verhindert, den Beruf der Hausfrau und Mutter zu übernehmen und die Sorge für eine eigene Familie.

Die verheiratete Lehrerin muß weichen.

Letzten Sonntag hatten die Aktivbürger im Kanton Zürich wieder einmal die Lehrerwahlen vorzunehmen. Wie sehr die Beeinflussung der öffentlichen Meinung ihre Früchte getragen hat, ersehen wir an Wahlresultaten, die der verheirateten Lehrerin als Doppelverdienerin übel wollten.

So wurden z. B. in Winterthur die vier verheirateten Lehrerinnen nicht wiedergewählt, trotzdem sie durch die Schulpflege empfohlen worden waren.

Auch in Horgen wurden zwei Lehrerinnen ihres Zivilstandes wegen weggewählt. Mit 90 Prozent Stimmbeteiligung zog man gegen diese Frauen — oder besser gesagt, gegen ihre Besoldungen — los.

In Zürich wurden alle Lehrer und Lehrerinnen wiedergewählt — es handelt sich um 87 Lehrer (deren Zivilstand nicht weiter interessiert, trotzdem sie ja eigentlich konsequenterweise auf allfälliges Junggesellentum — denn so etwas gibt es doch auch — überprüft werden müßten) und um 55 Lehrerinnen (wovon 3 verwitwet, 17 verheiratet und 35 ledig sind). Doch erhielten die Lehrerinnen, wie übrigens bei jeder Wahl, durchwegs weniger Stimmen als die Lehrer. Es gibt eben Reinsager, die gegen die Frau, auch die unverheiratete, ihre Opposition ohnehin machen müssen. Sogar im stillen Sternenberg wurde gegen die Lehrerin gehetzt. Von dorther lesen wir im „Volksrecht": „Ein in letzter Stunde versuchter Schlag gegen die Lehrerin im Gsell mißglückte, da das Inserat im „Anzeiger von Bauma" und im „Wochenblatt" keine Aufnahme fand. Daß Meinungsverschiedenheiten zwischen der Gewählten und den Wählern bestehen, beweisen die 36 Nein. Die Schulpflege rühmt die Lehrerin wegen ihrer guten Eigenschaften für den Beruf".

So geht es nun also auf allen Linien zu. Ob alle die weggewählten Lehrerinnen und ihre Familien materiell genügend gesichert sind bei dem ab Ostern plötzlich eintretenden Verdienstausfall, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß im Kanton Zürich keine Arbeitslosigkeit unter Lehrern herrschte, daß also mit diesem Vorgehen nicht etwa die tatsächliche Arbeitslosennot verringert wird. Wohl aber werden in manchen Schulgemeinden die Eltern es zu bedauern haben, wenigstens solche, denen die Erziehung ihrer Kinder noch wichtiger ist, als Prinzipienreiterei, daß ihre Kinder nun nicht mehr den Unterricht der erfahrenen und von den Schulpflegen als gutqualifiziert empfohlenen Lehrkräfte genießen können.

E. B.

Ein arbeitsreiches Leben.

Dr. Marie Baum, eine der Pionierinnen für soziales Fortschritt in Deutschland feiert am 23. März den 60. Geburtstag. Sie war eine der ersten deutschen Frauen, die ein akademisches Studium abschloß (zu einer Zeit, da Frauenstudium in Deutschland noch nicht möglich war) und wurde als erste Frau zum Posten einer Fabrikinspektorin berufen.

Als Sekretärin eines großen Verbandes in Düsseldorf organisierte sie viele Jahre lang die Mütter- und Kinderhilfe und baute ihre Arbeit zu einem System aus, das nachher zum Muster nicht für Deutschland allein wurde. Sie war Mitglied der konstituierenden Weimarerversammlung und des nachherigen ersten Reichstages nach 1918. Nachdem sie in Zusammenarbeit mit Gertrud Bäumer die soziale Frauenschule in Hamburg aufgebaut hatte, wurde sie vom Freistaat Baden in das Ministerium berufen als Leiterin des Wohlfahrtsdepartements. Schließlich verließ sie dies Amt, um an der Heidelberger Universität Dozentin für soziale und volkswirtschaftliche Fragen zu werden. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß gerade jetzt, wo das neue System in Deutschland so viele soziale Fragen zu lösen hat, eine solche Persönlichkeit wie Dr. Baum, welche diesen Fragen besonders nahe steht und so sehr qualifiziert für diese Aufgabe ist, ihres Amtes enthoben wurde. Sie mußte ihre Arbeit aufgeben in Folge der Grundsätze des Nationalsozialismus.

(D. v. B. in „International Women's News.")

Etwas von großer Not!

Vor mir liegen zwei Berichte aus der täglichen Arbeit einer Fürsorgerin aus dem Krisengebiet der Ostschweiz. Es sind Erlebnisse, wie jeder Tag sie bringt und wie sie wohl in Hunderten von Haushaltungen vorkommen. Sie sind nicht geschrieben worden, um Mitleid zu erwecken, sondern diese Berichte haben nur den Zweck gehabt, mir die tägliche Arbeit zu zeigen. Ich komme aber diesmal einfach nicht darüber hinweg, ich muß einmal ein paar Einzel-Familienschicksale in das helle Tageslicht rücken, um zu zeigen, wie schwer viele Volksgenossen durchmüssen, wie viele Mütter unter den aufgebürdeten Lasten beinahe erdrückt werden. Nun lasse ich der Fürsorgerin das Wort:

„Familie B. in O. fragte um einen Mutterersatz. Wir waren an einem Abend draußen, als alles daheim war. Die Mutter sollte so bald als möglich in das Spital, um den Bruch operieren zu lassen, der sie schon lange plagte und der nun auszutreten drohte. Sie stand da, an die Wand gelehnt, bleich und verhärmt. Mit leeren Blicken schaute sie dem Treiben zu. Es wimmelte in der Stube von 8 vollblütigen, ungebohnelten Kinderli. Manchmal fuhr die Frau die Kinder mit unwirscher Stimme an, um sie zurechtzuweisen oder einen Befehl zu erteilen. Gerne entfernten wir uns wieder aus dem Gräbel. Aber so eine Mutter bleibt Tag für Tag, Jahr um Jahr ins Joch gespannt, denn selbst im Notfall ist es recht schwer, jemand zu finden, der es nur für einige Zeit an ihrer Stelle aushält und mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln auskommen kann. Was das braucht, jeden Tag die hungrigen Mäuler zu stillen, alle zu kleiden, für die ganze Gesellschaft zu waschen, zu flicken und um einigermaßen Ordnung zu halten! Und wenn ich über die Kinder hinaus an die schwarzen Arbeiterhemden denke, an die Sorge um Kleidung und Schuhwerk des Vaters, an die 10 Betten etc., so wird mir fast schwindlig. Für den Vater ist das Leben hart. Den ganzen Tag arbeitet er schwer, um seine Familie mit aller Not durchzubringen. Und wie sieht sein Feierabend aus, da er nicht zu den Leichtsinnigen gehört, die sich aus dem Staube machen? An weitere Sorgen als ums tägliche Brot nicht zu denken. Diese Menschen kommen mir vor wie Lasttiere, die nichts anderes kennen als stumpfes Tragen und Ertragen!

Die Mutter ist nun operiert und handelt es sich noch darum, die Mittel für einen anschließenden Erholungsaufenthalt zusammen zu bringen. Den Haushalt will der Vater dann mit den größeren Schulkindern allein besorgen, da er von nächster Woche an für einige Zeit wegen Arbeitsmangel aussetzen muß. Er erklärte, soviel „Selbsterhaltungstrieb" habe er schon, daß er die Fürsorge nicht mehr als nötig in Anspruch nehmen wolle.

Besonders beschäftigten mich auch die Verhältnisse der Familie A. M., eines langjährigen, treuen Arbeiters. Er liegt seit Monaten, wahrscheinlich an Magenkrebs, darnieder, nachdem er im Sommer operiert wurde.

Die Familie besteht nur mehr die Hälfte des Krankengeldes, Fr. 2.70 pro Tag. Das ist die einzige Einnahme außer den 20 Fr., welche das älteste Mädchen von seinem Dienstbotenlohn monatlich nach Hause bringen kann. Bis anhin hatte die Frau einige Stunden zum Gläuten. Aber nun kann sie den Kranken nicht mehr allein lassen. Vater M. will noch nichts wissen von der Armenpflege. Die Mutter zeigt sich auch tapfer an seinem Bett. Aber sie weint in der Küche und weiß nicht, wie sie's machen kann. Die beiden Realschulmädchen, die stark im Wachstum begriffen sind, mögen essen, und der Knabe, der sich in einer landwirtschaftlichen Lehre befindet, braucht Gemand. Der Kranke hat seine „Glütli", die sie doch so gerne befriedigen möchte, da er sonst überhaupt nichts mehr ißt! Die letzte Holzrechnung konnte mit dem besten Willen noch nicht bezahlt werden.

Wir konnten nun diesen Monat einem der Mädchen einen kleinen Verdienst als Postkind zuhalten und zusammen mit dem evang. Pfarramt suchen wir die Familie für den nötigsten Unterhalt mit kleinen Barunterstützungen über Wasser zu halten. So habe ich ihr als „Gruß von einem Menschen, der gerne jemand in der Not helfen würde", das Röthen gebracht, welches mir das gütige Frl. W. geschickt hat.

Letzte Woche hatten wir einen Alarm. Frau H. lag an wahnsinnigen Schmerzen einer Gallensteinkolik mit nachfolgender Gallenblasenentzündung darnieder. Neben der Pflege der Mutter hatte Frau Meier auch hier wieder einen mühsamen Betrieb mit den 5 Schulgossen, von denen älteren vorwitzigen Anneli bis zu den 2 jüngsten Schlingeli. Aber die Eltern sind rechtschaffen und zeigten sich äußerst dankbar für die Hilfe. Auch hier zeigte es sich, daß die Mutter am Rande der Kräfte steht. Mit den täglichen Hausarbeiten gehts soweiten noch automatisch weiter. Aber der Flickkorb ist der wunde Punkt. Was das für eine Mutter heißt, den Mann und die Kinder jeden Morgen ohne Loch in Kleider, Wäsche, Strümpfen, Schuhen in das Geschäft und die Schule zu schicken und einigermaßen sauber. Wo man manchmal fast die Seife nicht mehr vermag und wo alles so blöd und fadenscheinig geworden ist infolge des nötigen Austragens bis aufs Aeußerste. Welche Wachsamkeit! Wie viele Nachtstunden für die Mutter, wenn der Vater schon schnarcht und die Kinder nichts ahnend in den Betten träumen! Da ist es eine ganz gute Fügung, daß wir bei Gelegenheit einer Pflege wieder einmal einen tiefern Einblick in die Familie gewinnen, und dieser oder jener Sorge, die sonst nicht an den Tag gekommen wäre, etwas steuern können.

Für Frau G. schafften wir mit einem Beitrag ihrerseits einen Linoleum an für die Stube. Die Leute wohnen in einer alten Hütte mit einem ganz mißlichen Boden. Nun ist die Frau neu exakt, dazu ist sie in den Nerven drunten und bekam einen ganzen „Stubenboden-Komplex". Sie mußte viel zu viel Kraft und Material und Geduld daran verschwenden und schämte sich immer noch desselben. Die Wohnverhältnisse sind halt überhaupt ganz eng und drückend. Nun hat sie der glänzende Linoleum, den ich in einem Ausverkauf erstanden habe, aus ihrer Mutlosigkeit erlöst und sie wieder frei gemacht für ihren Haushalt und für die Heimarbeit, die sie für uns mit großem Eifer besorgt, da ein Nebenverdienst notwendig ist.

Eines Tages kommt eine Mutter in höchster Not. Sie hat 11 Personen am Tisch. Sie kam eine Stunde weit, um etwas zum Abendessen zu betteln, da sie kein Stück Brot, überhaupt nichts mehr zum Essen habe. Und ich zweifle nicht an der Richtigkeit dieser Klage. Denn es braucht schon eine Not, bis diese verschlossene Bernerin, die sonst die Sätze nur so ruckweise hervorbringt, wenn sie Heimarbeit bei uns holt, 10 Sätze nacheinander hervorstößt, um ihre Not einigermaßen zu schildern. Es sind 6 vorschul- und schulpflichtige Kinder. Der Vater ist Taglöhner. Hat gegenwärtig keine Arbeit und keine Unterstützung. Dann sind noch 3 erwerbsfähige Kinder vorhanden. Nun aber kommen die Tücken der gegenwärtigen Krisenzeit überall erst recht zur Geltung, wenn mehrere Erwerbsfähige in der Familie sind und treffen besondere Umstände: Lohnausfälle für Feiertage, Karenzfristen, Stockungen in der Auszahlung der Unterstützung usw. oft so unglücklich zusammen, daß die Leute allen Boden unter den Füßen verlieren und wo es Tage gibt, da die Mutter einfach keinen Rappen mehr im Portemonnaie hat und ihnen niemand etwas auf Kredit geben will. In den kleinen Bauerngemeinden ringsum, da knorzt es mit der nötigen raschen Hilfe und gar, wenn noch ein recht armes Heimatgemeindchen, dem die Leute zugehörig sind, dahinter steht. Tatsächlich könnte man da verhungern.

Es ist mir überhaupt daran gelegen, wo immer möglich, denen einen kleinen Verdienst oder Nebenverdienst zu verschaffen, die aus großer Not darnach ringen, und die froh sind um jeden Franken. Ich finde, man sollte diesen Selbsterhaltungswillen fördern und unterstützen, wo man nur kann. Wie manche Mutter hat mir in der letzten Zeit geklagt daß sie sich fast nicht mehr zu helfen wisse, da der Verdienst und besonders die Unterstützung des Mannes nirgends mehr hinreiche, und daß ihr nichts anderes übrig bleibe, als daß sie sich ebenfalls nach einem Verdienst umsehe. Aber wo einen solchen finden? So viele gehen schon waschen und putzen. Und die Schuhfabrik und die Firma H. haben für die wenige Heimarbeit schon ihre Leute. Und wie wenig bei der Konfektionsnäherei für auswärtige Geschäfte herausschaut, konnte ich letzte Woche erfahren. Da kam ich zu einer Frau, die scheinbar in der glücklichen Lage war, solche Heimarbeit zu haben. Mädchen-Berufskürzen mit Puffärmeln, mit farbigem Kragen mit Paspel, aufgenähten Taschen, Garnierknöpfen und Bindeband, das Stück zu: 35 Rappen! Dazu muß sie den Faden liefern, und der Mann muß abends die meist pressante Ware, und wenns nur 2 bis 3 Stück sind, per Velo nach F. bringen! Am liebsten möchte man natürlich den jungen, nachwachsenden Kräften Arbeit verschaffen, den Mädchen und Buben, die aus der Schule kommen. Aber auch da ist man geradezu ohnmächtig."

So wehren sich die tapferen Fürsorgerinnen überall im Lande, um den Menschen zu helfen

(Der Direktor zur nervösen Sekretärin:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

BANAGO

2

Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

---

nichts zu sehen; dafür gab es in Fülle eine dralle Strauchrose in dunkelrotem Kattun, die innern Blütenblätter zu kegelförmigem Kern geschlossen und die äußersten zum Flug in die Welt gerüstet. Seltsam, daß ich die merkwürdige Blüte nur dieses eine Mal in meinem Leben traf!

Konnten nicht gerade diese eigenartigen Rosen dem Dichter besser gefallen als die prunkvollen? Ihm, der nun die Blütenblätter seines Geistes zum Fluge von der Erde an die Quelle des Lichtes öffnete? „Geben Sie mir alle!", sagte ich zum Gärtner, und glücklich wanderte ich mit meiner Beute nach Hause, von niemand gesehen. Mit großer Schwierigkeit band ich die Rosen zum Strauß, denn es war ungebändigte Jugend, die nach der Seite ihrer Wünsche ausreißen wollte. Dann schrieb ich auf einen Papierstreifen: „Dem grünen Heinrich aus Dankbarkeit!" und steckte ihn in das Rosengewirr. Nun machte ich mich klopfenden Herzens auf den Weg, wie zu einer schlimmen Tat. Das Klopfen wurde ärger, als ich in das Haus trat; was erzählten die Schwelle, die Wände, die Treppe nicht alles und gar die Gemachtüre mit der großen Nähe des kranken Dichters! Behutsam versuchte ich den Strauß an die Klinke zu befestigen, da gab es einen Knacks, die Türe öffnete sich, und ein anmutiges Frauenwesen sah mich mit gütigen Augen fragend an. Bekommen gestand ich mein Vorhaben und bat die Pflegerin, Gottfried Keller den Strauß zu bringen. „Aber kommen Sie doch herein und geben Sie ihn Herrn Keller selbst!" entgegnete sie lebhaft. „Nein, nein, was denken Sie! Er kennt mich nicht, ich bin ihm ganz fremd." „Was soll ich denn Herrn Keller sagen?" „Es steht alles auf dem Zettel." Und erleichtert sprang ich die Treppe hinunter. Wie glücklich war ich, daß unser Gottfried Keller eine so liebe und muntere Pflegerin hatte!

Wollte das Leben bei seinem Dichter in der ersten Stunde etwas gutmachen und ihn für die lieblichste der Dichterseelen,

Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht trägt,

Lügen strafen? Oder hatte der Tod ein menschliches Erbarmen gespürt und seinem Dichter aus der Weltenferne eine jener „schönen Guten" herbeigeholt?

Am 16. Juli 1890 gelangte in früher Morgenstunde die Todesbotschaft zu uns und versenkte mein Herz in Traurigkeit. „Aber," fragte ich mich, „gibt es denn einen Tod für unsern Gottfried Keller?" Nein und wieder nein, sein Geist war in tausendfältiger Form bei uns geblieben, blieb immer bei uns.

Die Hülle dieses Geistes, sie mußte ich noch einmal sehen.

Von neuem betrat ich den Weg, dieses Mal mit einer feierlichen Ruhe in der Seele. Die Krankenpflegerin öffnete die Türe und erkannte mich sofort. Ich drückte ihre Hand voll Dankesgefühl. Mußten wir dem Geschick nicht dafür danken, daß unser Gottfried Keller während seiner Krankheit, und als die Todesdämmerung sich auf ihn nieder senkte, ein Wesen neben sich hatte, in dessen schlichte Menschenhand er die seine legen konnte?

Die Schwester führte mich in das weihevolle Gemach, wo der Dichter ruhte, und ließ mich allein; ein traumhaftes Geschehen, in tiefer Stille bei dem großen Toten eine Stunde wachen zu dürfen, mich in sein marmorweißes Antlitz, das Größe, Strenge und Güte kündete, zu versenken. Ich versuchte den Eindruck in mein Skizzenbuch zu bannen, um ihn mir für das Leben zu sichern, mit dem ganzen feierlichen Eindruck des ernsten Raumes, dessen schlichte Wände nur wenige, aber gute Bilder schmückten, die beste Fassung für das Lager des Toten

Leise öffnete sich die Türe, und das Menschenantlitz der Pflegerin erschien, das ich mir noch einmal in die Seele prägte.

Dann verließ ich den geweihten Raum in der gleichen tiefen Stille, wie ich ihn betreten.

Die Frau im Konzertsaal.

Ungunst der Zeit, vielleicht aber auch da und dort die Erkenntnis, daß selbst künstlerische Dinge der Laune der Mode, der in diesem Falle Geistiges erfassenden Modelaune, unterworfen sind, haben fertig gebracht, was noch vor kurzer Zeit unmöglich schien: die Zahl der Konzerte hat etwas abgenommen. Anfängerhaftes fehlte fast ganz.

Das Duo zwischen Gleichberechtigten kommt wieder in Aufnahme. Hier sind vor allem die Damen Winifried Christie, Virtuosin auf dem Moorflügel mit Doppelklaviatur, und die Violinistin Viola Mitchel zu nennen. Sie umrahmten ihre Solonummern mit der Klavier-Violinsonate von Richard Strauß und der d-moll Sonate von Brahms. Bei den ersten Takten schon wußte man, daß man Spielerinnen von bedeutendem künstlerischem Format vor sich hatte. Der feuerwerkende Jugendstil von Strauß kam ebenso zu seinem Rechte, wie die männliche Herbheit, die Größe, die Verjüngtheit der Brahmschen Musik. Violinsoli von Schmanowsky, Chopin-Ysaye und Novacek bestätigten das unvergleichliche Können, die rassige Eleganz der Geigerin. Die Pianistin reißt durch Temperament, technischen Schmiß und Reife der Darstellung auch dann hin, wenn sie nur technische Glanzstücke bietet.

Die beiden Künstlerinnen Frédérique Gauthier (Klavier) und Renée Chemet (Violine) stellten eine einzelne Violinklaviersonate mitten zwischen ihre Solostücke. Diese, die c-moll Sonate von Beethoven, hätte den Höhepunkt des Programms bilden können. Aber die künstlerisch etwas zerfahrene Programmfolge ließ keine rechte Steigerung aufkommen. Die Geigerin, technisch sicher, elegant französisch (staccati in der Beethoven-Sonate) war hier für unseren Geschmack nicht monumental genug. Die Pianistin fühlt sich bei Debussy, Severac, allenfalls noch bei Chopin wohler, als bei Beethoven und Brahms. Hier schmeidigt sich auch ihr sonst etwas harter Anschlag.

Unsere einheimischen Künstlerinnen Hody (Klavier) und Lotte Kraft (Violine) pflegen ebenfalls neben dem Solo ein sein abgestimmtes Zusammenspiel. Sie stellten sich diesmal ganz auf Reger und Debussy ein. Beide Tonsetzer, die sich stilistisch eigentlich gegenseitig aufheben, wirken, in größeren Mengen genossen, etwas monoton. Reger durch seine alles komplizierende polyphone Verschnörkelungsmanier und Debussy durch seine fast ebenso fanatisch festgehaltene Einstimmigkeit, die öfters Miene macht, sich sogar ganz in akkordische Wo-

Die Astronomin Ethel Bellamy.

Miß Ethel Bellamy ist von der Oxforder Universität der sonst selten an Frauen verliehene Titel M. A., das heißt Master of Arts, zugesprochen worden. Sie hat sich große Verdienste um die genaue Registrierung von rund einer Million Sterne erworben.

Wir Laien können uns kaum eine Vorstellung vom Arbeitskreis dieser Frau machen. So nehmen wir gerne Kenntnis von einer Plauderei, die Dr. Ph. B. in der „Nationalzeitung" veröffentlichte. Zwar kann auch diese Schilderung nicht alles melden, was im „Spiegel des Alltags" zu erblicken wäre. Andeutungsmäßig aber erfahren wir von der riesengroßen Leistung einer Frau, bei der offenbar die Besonderheit der persönlichen Begabung und die Eigenartigkeit der ihr zugewiesenen Lebensaufgabe sich glücklich ergänzen. Mr. B. erzählt:

„Die ältesten unter den lebenden Astronomen werden sich mit Kummer an die Zeiten vor 40 Jahren erinnern, als die Beobachtungsinstrumente den Einblick in die Wunder des Alls erweiterten, die Sternkarten aber den mindesten Anforderungen nicht mehr entsprachen.

Man hatte Mühe und Not, bei der Auffindung neuer Sterne diese richtig zu placieren oder ihnen wenigstens ihren Platz so zuzuweisen, daß nicht nachher jemand anders sich erneut um die gleiche Entdeckung bemühen müßte.

Da trafen sich bzw. verständigten sich die 18 größten Observatorien der Erde über eine

Einteilung des Alls.

Jedem Observatorium wurde ein Himmelssektor zugewiesen, um den es sich ganz besonders kümmern sollte und dessen Sterne dieses Observatorium zählen und placieren sollte.

10 Jahre lang kam man kaum vom Fleck. Dann tauchte an dem Londoner Observatorium ein Astronom Bellamy auf, aus der berühmten Familie der Wissenschafter Bellamy. Er hatte ein System erdacht, wie man die Registrierung beschleunigen könnte und bildete seine Nichte, Miß Ethel Bellamy, in dieser „Kunst" als seine Sekretärin aus. Aus der Sekretärin wurde selbst eine Astronomin, die

seit 30 Jahren

zum Observatorium der Oxforder Universität gehört ....

Sieht man von den grauen Haaren ab, die einem angesichts so vieler Sterne schon wachsen können, dann mag Miß Ethel Bellamy schon vor 30 Jahren, als sie zu zählen und zu placieren begann, genau so ausgesehen haben wie heute. Eine sehr lange und dünne Miß, mit einem klugen Gesicht, einer mächtigen Hornbrille und mißtrauischen Augen. Augen, die auch dem Himmel zu mißtrauen scheinen.

„Als ich damals mit den Sternen begann, gewöhnte ich mir erst die Nerven ab. Dann nahm ich mir die besten Himmelsphotos zur Hand und teilte mir den Londoner Sektor ein. Aber erst mußte ich — und das ist die Grundbedingung für die ganze Arbeit — Aufnahmen der Sterne zu den verschiedensten Jahreszeiten, Größenlagen und Entfernungen vorliegen haben, ehe ich zu zählen und zu katalogisieren begann. Man muß sehr viel Geduld haben. Das ist das Wichtigste — und ein wenig Liebe zu den Sternen!

Wie alles, so ist das Sternenzählen und Katalogisieren eine Angelegenheit der Uebung. Und da ich in der Uebung blieb und die großen Kunstgriffe meines Onkels lernte, hatte ich die Londoner Himmelsabteilung bald bewältigt!"

Der Ruf der Sternenzählerin von Oxford drang bald zu den Observatorien der ganzen Welt; Miß Ethel Bellamy wurde eine berühmte Frau in ihren Fachkreisen.

„Heute ist es so, daß uns die

Observatorien der ganzen Welt

ihre Mappen hieher schicken. Wir sammeln diese Mappen und schicken als Entgelt dafür jedem Observatorium eine Uebersicht über die bisherigen Zähl- und Placierungsergebnisse."

Kontrolliert und gezählt wurde nach dem Londoner Resultat der Himmelsabschnitt, den man vor 40 Jahren Rom zuwies. Wieder entwickelte Miß Bellamy ihre ungewöhnlichen Fähigkeiten und hatte bald auch den Abschnitt Rom bewältigt.

Der Papst schickte ihr dafür die silberne Medaille in besonderer Hervorhebung ihrer Verdienste um die astronomische Wissenschaft.

Als man jetzt der Miß Ethel Bellamy von der Oxforder Universität den Titel des Master of Arts verlieh, fragte sie jemand, was sie für Pläne für die Zukunft habe. Miß Bellamy lächelte:

„Sterne zählen! Immer Sterne zählen und im Himmelsatlas verbuchen.

Eben korrespondiere ich mit Potsdam. Ich werde auch für die dortige, vorzügliche Station die Mappen in Ordnung bringen. Ich werde es machen wie mit Italien. Man schickt mir aus Potsdam die Himmelsaufnahmen hieher, ich bearbeite sie, füge sie hier in unsere Mappen ein und schicke dann die Ergebnisse wieder zurück nach Potsdam.

Die Ergebnisse von Potsdam werden den zwölften Band füllen, den ich im Laufe meines Lebens in meinem Beruf als Sternenmesserin vor einiger Zeit beginnen konnte!"

Der Sternenatlas nach 12 Bänden geordnet

Eine Million Sterne

registriert durch eine Frau! Ein seltsames Leben in Weltenweiten. Aber eines ist gewiß —, sie wird nie fertig werden mit dieser Arbeit. Denn die modernste Astronomie hat festgestellt, daß es an Sternen als Inbegriff leuchtender (und dunkler) Massen im Weltentraum, mindestens mehrere hundert Millionen gibt. Da muß sich also auch die Meisterin im Verbuchen der Sterne, die Fremdenführerin im All beschämt hinter ihre 12 Bände zurückziehen, auch wenn sie tat, was menschenmöglich war....

War es nicht fast indiskret, eine solch große und dünne Miß nach ihrem größten Erlebnis zu fragen? Diese gelehrte Frau zauderte keine Sekunde:

„Mein größtes Erlebnis? Das ist erst einige Tage her. Wir kontrollieren jeden Tag einmal unseren Seismographen tief im Keller des Observatoriums. Ich hatte diese Aufgabe zu erledigen. Als ich den Apparat öffnete, wurde ich Augenzeuge des großen Erdbebens in Indien — Augenzeuge der Erschütterungen, die von dort aus um die Erde strahlten und sich in starken Ausschlägen bei uns zeigten! Auf und nieder sprang das Signallicht. Ich wußte, daß irgendwo eine schwere Erdkatastrophe sich ereignete — und ich stand ohnmächtig im Keller des Observatoriums von Oxford!

Wirklich, müßte ich nicht Sterne zählen, ich würde Erdbebenforscherin!"

So aber zählt sie weiter Sterne und registriert sie. Eine Million hat sie bewältigt. Doch auch Miß Ethel Bellamy weiß nicht wie viel Sternlein stehen. Selbst wenn sie eine Million zählte — 100 Millionen schweben ungezählt im All ...."

MARKE
KONFITÜREN
MANZ
Neue vorzügliche
Konfitüren
und Gelées
im Offenverkauf

P 116 Z	per ½ kg
Vierfrucht	—.40
Zwetschgen	—.45
Johannisbeeren	—.50
Heidelbeeren	—.60
Brombeeren	—.65
Himbeeren	—.65
Stachelbeeren	—.70
Kirschen, schwarz	—.75
Weichseln	—.75
Orangen	—.75
Erdbeeren	—.75
Aprikosen	—.80
Hagebutten	—.90
Apfelgelée	—.50
Frühstückgelée	—.60
Quittengelée	—.70
Johannisbeergelée	—.70
Holdergelée	—.75
Brombeergelée	—.75
Himbeergelée	—.75
Preißelbeeren	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.80
Wachholderlatwerge	1.—

8% Kassabon
Prompter Versand nach auswärts
Lieferung franko ins Haus
Karl Manz
vormals Manz-Schäppi
Zürich
Zähringerstr. 24. Tel. 21.758

Charcuterie
BELL
DIE BESTE
324-2

Locarno — Monti
Pension Olanda (Walter) Herrl., staubf. Lage. Balkone und Loggien. Südzimmer m. fließendem Wasser. Park mit Sonnen-Bad. Pension Fr. 6.50. Tel. 27. P 1974-2 O

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra". Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus OF 11186Z

Ecole horticole pour jeunes filles
La Corbière Estavayer le Lac
(am Neuenburgersee)
Berufsausbildung und kurzfristige Kurse für Gartenliebhaberinnen.
Französische Umgangssprache.
Prospekte durch die Direktion.
P 20532
MD

mit Rat und Tat. Was tun wir angesichts der großen Not, die in den Krisengegenden tief in die Familien einschneidet? Machen wir selber Ernst mit dem Wort: „Einer trage des andern Last!" In Zürich läuft momentan eine Sammlung für Geld und Kleider, die auf Wunsch gewiß auch gerne Gaben in andere Krisengegenden vermittelt. (Postscheck Nr. VIII/18772.) Hilfe tut not! Niemand entziehe sich dieser Nächstenpflicht!

Else Züblin-Spiller.

Zur Förderung der Hauswirtschaft.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß das Schweizer. Bundesfeierkomitee den diesjährigen Ertrag der Sammlung für die Förderung der hauswirtschaftlichen Erziehung und des Hausdienstes bestimmt hat, insbesondere soll auch der Umschulung arbeitsloser Frauen und Mädchen gedacht werden. Die letztjährige Sammlung ergab einen Reinertrag von 326,409 Fr. Hoffen wir, daß auch der diesjährigen ein guter Erfolg beschieden sei. Die Mittel sind dringend nötig, aber auch die moralische Unterstützung für diese Bestrebungen, die ja seit Jahrzehnten allen der Frauenbewegung verbundenen Frauen wichtigste Aufgabe bedeuten, wissen wir zu schätzen. In gemeinsamer Arbeit werden die Kreise des Bundesfeierkomitees und der Frauenorganisationen für die gesetzte Aufgabe einsetzen.

Das Sammelergebnis 1935 soll zugunsten des freiwilligen Arbeitsdienstes für jugendliche Arbeitslose verwendet werden. —

Die Frauenarbeitsschule in Basel

veranstaltet einen höhern Fachkurs für Damenschneiderinnen aus der Erwägung heraus, daß die gut bezahlten Stellen als Direktrice in großen Konfektions- und Warenhäusern bis heute mit wenigen Ausnahmen von Ausländerinnen besetzt sind. Es finden sich unter den schweiz. Damenschneiderinnen gewiß viele Frauen, die sich zur Besetzung dieser wichtigen Posten eignen würden, wenn sich ihnen Gelegenheit böte, eine darauf hinzielende Ausbildung zu erhalten. Daß in diesen Fachkursen nur technisch, modisch und geschmacklich begabte Damenschneiderinnen aufgenommen werden, ist im Interesse des Erfolges notwendig. Der Besuch lohnt sich für Vorwärtsstrebende auch dadurch, daß nach Abwicklung des Kurses ein Ausweis über dessen Besuch mit Zensierung der Leistungen in den einzelnen Fächern ausgehändigt wird.

Das Programm enthält u. a: Schnittwesen und Modellieren, werkstättenmäßige Ausführung, modische Verzierungsarbeiten, Kostüm- und Materialkunde, Farbenlehre, Kunden- und Personaldienst usw. Der Kurs dauert vom 19. April bis zum 29. September (Ferien vom 7. Juli bis 11. August).

Für weitere Auskunft wende man sich an die Direktion der Frauenarbeitsschule in Basel. M. L.

Von Kursen und Tagungen.

Was kommt:

Zürcher Frauenbildungskurse.

Grundzüge der Graphologie und Grenzen ihrer Anwendung. 3 mal von 20—21.30 Uhr. Mit Lichtbildern. Referent: Dr. W. Bührig, Chur. Beginn: 21. März, Schulhaus Hohe Promenade, Zimmer 35.

Was war:

Der erste kantonale Frauentag von Appenzell A.-Rh.

D. Der erste Frauentag von Appenzell A.-Rh., der letzten Sonntag, einberufen von der appenzellischen Frauenzentrale, in Teufen stattfand, und unter der sichern und zielbewußten Leitung von Frl. Clara Nef von Herisau stand, verlief schön und würdig und darf wohl als ein Ereignis bezeichnet werden. Ein Ereignis nicht nur für die Appenzellerinnen selbst, sondern auch für die gesamte schweiz. Frauenbewegung. Denn wenn nun auch der Kanton Appenzell als für die Frauenbewegung erschlossen gelten darf (und das darf er nach dieser Tagung), so will das auch für diese etwas heißen. Man hatte dabei das Gefühl, auf noch ganz frischem, eben erst umgebrochenem, auf recht ertragfähigem Boden zu stehen. Ein Zug von Begeisterung und freudigem Mitgehen umfing auch diejenigen, denen solche Tagungen nichts Neues mehr waren: Gäste der benachbarten und befreundeten Frauenzentralen von Zürich, Winterthur und St. Gallen. Um wieviel mehr die Appenzellerinnen selbst. Von überall her, aus jeder Gemeinde und jedem Dorf waren sie gekommen, oft in Gruppen von 20 und mehr Frauen, und war die Verkehrsverhältnisse des Appenzellerlandes kennt, der weiß, daß dabei ihrer nicht wenige noch weite Strecken zu Fuß zurücklegen mußten. Sie haben es sicher nicht bereut.

Die appenzellische Frauenzentrale, heute 30 Vereine umfassend, ist hervorgegangen aus dem Kantonalkomitee für die Saffa und stellt — dies nur zur Begriffsklärung — einen kantonalen Zusammenschluß der Frauenvereine der verschiedenen appenzellischen Ortschaften dar, ist also nicht nur lokal, wie die meisten der Frauenzentralen unserer größern Städte. Tüchtige Frauen stehen seiner Leitung vor. Kürzlich lasen wir in einem ausländischen Urteil über unsere Schweiz die Worte, daß man bei uns immer wieder und überall auf kluge Köpfe treffe, die irgendwie in aller Stille und Unauffälligkeit die Geschäfte leiten. Diese Worte kamen uns unwillkürlich wieder in den Sinn, als wir dem straffen und zielbewußten Gang der Verhandlungen folgten; dem Ueberblick über die

Arbeit der Frauenzentrale

während der letzten 5 Jahre — Ferienversorgung bedürftiger Frauen, Kampf gegen den Schnaps, alkoholfreie Verpflegung der Arbeiter bei öffentlichen Bauten (Säntisbahn!), Durchführung von zahlreichen Näh- und Kochkursen zur Selbsthilfe in der Not der Gegenwart usw.

Bald erkannte der Regierungsrat den Wert dieser Frauengemeinschaft — was nämlich im Kanton Appenzell etwas heißen will — und gelangte an sie mit dem Ersuchen um ihre Hilfe bei der Suche und Einführung von neuer Heimarbeit an Stelle der bisherigen schwer darniederliegenden. Diese Beschaffung von Näharbeit — die bekannten Bubenhosen — ist wohl eine Glanzleistung der appenzellischen Frauenzentrale. Ueber 11,000 Paar Hosen sind bis heute verkauft, für über 40,000 Fr. bestes Schweizertuch verarbeitet und über 35,000 Fr. an Löhnen sind den Heimarbeiterinnen in der von der Arbeitslosigkeit ganz besonders heimgesuchten Gemeinde Walzenhausen ausbezahlt worden. Ein neuer Zweig für eine andere notleidende Gemeinde ist letzten Winter dazu gekommen: die Herstellung von Mädchen- und Knabenstrümpfen. In einer fröhlichen „Hosenmodeschau" wurden diese Produkte von Buben und Mädchen, die in wippigem Appenzellerisch um die Wette die Vorzüge ihrer Hosensorten anpriesen, vorgeführt. Es war ein höchst lustiges Bild, eine originellere und bessere Reklame könnte man sich kaum denken. Bei unsern Frauentagungen in Bern, Basel, Zürich, Winterthur usw. aufgeführt — wie würde da das Geschäft blühen! — In jüngster Zeit hat sich die Frauenzentrale auch mit der Einführung der Hausdienstlehre und der Mitarbeit der Frau in der Kirche befaßt, letzteres nachdem von der Synode selbst der Ruf dazu an die Frauen ergangen war. „Die Kirche ruft, dürfen wir ihr unsere Mitarbeit verlegen?" ist das Motto, unter dem diese Arbeit steht. Eine Resolution zu Handen des Kirchenrates gab der Bereitwilligkeit der Frauen zu dieser Mitarbeit Ausdruck.

Den Höhepunkt der Tagung bildete ein ausgezeichnetes Referat von Frl. Nef über „die Frau und die Demokratie". In eindringlichen Worten wußte sie den vielen Zuhörerinnen — es waren ihrer weit über 300 — den Wert unserer Demokratie nahe zu bringen und die Verpflichtung, die auf einer jeden von uns liegt, an ihrer Erhaltung mitzuarbeiten. Manche Möglichkeiten dazu stehen ja auch uns Frauen offen. Diese herzhafte Auseinandersetzung der Appenzellerinnen mit einem der brennendsten Gegenwartsprobleme könnte manch andere Frauenvereinigung beschämen, die sich nicht an diese Frage herangetraut.

Mit dem schönen Liede „Alles Leben strömt aus Dir", mit dem die Appenzeller ihre Landsgemeinden zu schließen pflegen, schloß symbolisch* auch diese erste „Frauenlandsgemeinde" der Appenzellerinnen.

Ein gemeinsames Mittagessen und gemeinsamer Kaffee — auf der Bühne singende, turnende und tanzende Jugend — boten willkommene Gelegenheit, der ernsten geistigen Verbundenheit auch herzlichen, mündlichen Ausdruck zu verleihen.

Die Appenzellerinnen werden ihren ersten Frauentag nicht so bald vergessen.

Kleine Rundschau.

Ein böser Fehler.

An einem Abend des Monats September 1933 passierte in einer fast reinen Bauerngemeinde folgendes nettes Geschichtchen: Saß da der Schulrat beisammen. In einer kleinen, in seinem Bereich liegenden Außengemeinde amtet eine junge Lehrerin. Das Gespräch dreht sich um die auf Frühjahr vor-

gen und Welchen aufzulösen, wie ein Stück Zucker im Wasser. Man weiß, daß sich bei beiden Damen Kraft Musikalität mit tüchtiger Schulung verbindet.

Die Pianistinnen Lili Kraus und Annie Fischer, die jede einen eigenen Klavierabend bestritten, sind Wunderkinder gewesen. Beide scheinen die darin liegende Gefahr glücklich überwunden zu haben. Lili Kraus bevorzugt Mozart und Beethoven, darf es sogar wagen, sich in den „späten" Beethoven zu versenken. Sie gibt sich ihm sogar mit solcher freudigen Ueberzeugung hin, daß sie unversehens als Zugabe, an Stelle eines vom Publikum gewählten Menuetts, die ganze Sonate op. 78 spendete. Den „Leichteren" Beethoven der Bagatellen spielt sie längst nicht so von Herzen! Aber Humor, bei Frauen ein seltenes Gut, ist trotzdem ihre Sache. Ganz köstlich ihre Wiedergabe von Mozarts Variationen über „Unser dummer Pöbel meint" aus Glucks Oper „Die Pilgrime von Mekka"!

Annie Fischer ist auf dem Wege, sich zu einer Pianistin großen Stils zu entwickeln. Die Technik der Siebzehnjährigen ist von leuchtender Klarheit und der feinsten Farbengebung fähig. Wer Schumann so nachdichtet, vor allem aber den langsamen Teil aus Bach Busonis Orgeltoccata mit solch tiefem Ernst erfaßt, dem darf man wohl ein bißchen technisches Draufgängertum (Tempo der Fuge!) und eine kleine Vorliebe für das Bravourstück nachsehen.

Yvette Guilbert, die vollendete Vortragsmeisterin, griff diesmal mit ihren Chansons bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. Vom Seufzer bis zum Schrei, vom Schönen bis zur Verzerrung, ja bis zum abstoßend Häßlichen durchmißt sie die Skala menschlicher Empfindungen, dabei nie die Grenzen der Kunst überschreitend.

Der Star des Opernpublikums, die gefeierte Meisterin Sigrid Onégin, war in einem Abend der Konzertgesellschaft zu hören. Eine Künstlerin von ihrem Ausmaß steht eigentlich über der kritischen Betrachtung. Trotzdem darf, oder vielmehr gerade deswegen muß gesagt werden, daß die Bühne eben doch ihr eigentliches Reich bedeutet. Auch als Liedersängerin leistet sie Großes, aber sie sollte nicht zu ausgesprochenen Männerliedern greifen, wie Schuberts unglückseligem „Atlas". Was würde man von einem Tenor sagen, der etwa „Gretchen am Spinnrad" in seine Liederfolge aufnähme?

Frau Eva Kötscher-Welti veranstaltete in ihrem Liederabend unter dem Titel „Musica anonyma" ein großes Rätselraten. Das Programm „in fünf Sträuße unbekannter oder vergessener deutscher Lyrik gebunden", nannte wohl die Textdichter, doch nicht die Namen der Komponisten. Frau Kötscher wünschte, das Kunstwerk solle unmittelbar zum Hörer sprechen, unabhängig von der „Tyrannis des Namens", die Vorurteile hervorruft. Ein an sich sehr guter Gedanke, — wäre nur nicht das uns eingeborene Forschen und Grübeln, das Aufmerken und Suchen nach formalen, nach stilistischen Eigenarten, der Versuch durch Nachdenken festen Boden unter die Füße zu bekommen! Zwanzig verschiedene Komponisten, das bedeutet außerdem musikalische Unruhe. Darüber hilft die feinste Vortragskunst nicht hinweg! Ich glaube, die Idee wäre reiner zum Ausdruck gekommen, wenn die Sängerin jeweils einen einzelnen Unbekannten, oder Vergessenen, sich in mehreren Liedern von verschiedenen Seiten hätte zeigen lassen.

Else Battcher, früher Operettensoubrette unseres Stadttheaters, jetzt zwecks weiterer Studien beurlaubt, zeigte in einem Liederabend ihr wachsendes Können. Ein Hain von Blumen umgab die jugendliche Sängerin. Es ist aber nicht nur der Charme der Jugend, der ihr den Erfolg sichert, es ist vor allem die liebenswürdige Natürlichkeit ihrer Gesangskunst sowohl, wie ihrer Gestaltungsart, die nichts Angelerntes, nichts Erzwungenes kennt. So gelingt es ihr, auch da wahr und echt zu sein, wo ihre Kräfte noch nicht ganz ausreichen. Sie ist der lyrischen Vertiefung, der dramatischen Bewegtheit fähig, doch vorerst ist das Anmutige, Neckische, Schalkhafte ihr eigentliches Reich.

Die Hauskonzerte des Lyceumklub sind anregend für Hörer und Ausführende. Die meisten der Künstlerinnen sind längst in der Oeffentlichkeit eingeführt und anerkannt. Von den Sängerinnen hörte ich: Eva Kötscher-Welti, Dora Wyß, Helene Krüger-Stähelin, Alice Hirschfeld, Emmy Gilberi, Lonny Mayer. Die Schwestern Kraft spielten, ein Cello zuziehend, Triosätze, Alice Baumann-Schenker mit Verve Busonis Kammerphantasie für Klavier über Carmen. Als Begleiterinnen am Klavier seien die Damen Baumann, Hirsch-Faber, Roner und Deutsch genannt. Die Violinistin Milly Koellreuter hatte den glücklichen Einfall, einige temperamentvolle Ländler Hans Hubers der Vergessenheit zu entreißen. Ein kleiner Solistinnenchor, zur Weihnachtsfeier gegründet, verspricht, einem längst gehegten allgemeinen Wunsch entsprechend, als dauernde Vereinigung zusammen zu bleiben. Anna Roner.

zunehmende Wahl. Es wird festgestellt, daß die Schulbürger mit der Anfängerin im Amt recht zufrieden sind. Wohl fallen einige kritische Bemerkungen. Die bemerkenswerteste ist wohl die, daß ein Schulrat äußerte, er habe von einigen Bürgern gehört: „Sie wäre schon recht, aber sie trinke nur Milch." Ja, ja... da haben wir eine sogenannte Milchschwemme, eine Ueberproduktion, welche dem Landwirt und dem Bundesrat Kopfzerbrechen macht. Die Propaganda für Milchkonsum in den Schulhäusern hat eingesetzt — — und nun — — sie wäre schon recht... aber...

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Vom Verein für Frauenstimmrecht und anderen Frauenvereinen veranstaltet: 20. März, 20 Uhr, im Bischofshof, Vortrag von Prof. Werner Näf, Bern, über „Entwicklung und Krise der Demokratie".

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik (ab interim): Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1 a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 1647 G

Frauenschule Sonnegg
Ebnat-Kappel (Toggenburg)
Beginn des nächsten Kindergärtnerinnen-Kurses Mitte September 1934. P 1659 G
Dauer 1½ Jahre. Anmeldungen frühzeitig.
Prospekte durch die Leiterin: Helene Kopp.

Eine Auswahl guter alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 **A. & H. Keuerleber**

Basel **Tea-Room Turmhaus**
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
P 1490 Q Telephon 40.866

Bern
Daheim Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
P 1245 Y Tel. 24.929

SEEHOF
Hilterfingen (Thunersee)
Heimeliges Familienhaus, Restaurant, Tea-Room. Das **ganze Jahr geöffnet.** Moderner Komfort. Geeignete Räume für Sitzungen und Anlässe. Wochenendarrangements. Prospekte. Tel. 92.26. P 3187 Y

LUZERN P 1233 Lz
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Alkoholfr. Gemeindehaus Z. „Sonne"
Wädenswil (Zentrale Lage)
Diverse heimelige Lokalitäten auch geeignet für Gesellschaften u. Vorträge. Radio und Grammophone. Gute selbst geführte Küche. Passanten und Pensionären höflich empfohlen P 175 Z

Anmeldungen für weitere Felder nehmen alle Publicitas-Filialen entgegen
Preis pro Feld und pro Mal Fr. 4.—

Hero
3 vorzügliche, billige und gesunde Gemüse:
Lenzburger ½ Büchse
Spinat gehackt . . . . . 1.—
Kohlraben in Scheiben . . . -.80
Erbsen und Carotten 1.40
3 **Gemüse für Salate** gerade jetzt begehrt und willkommen:
Lenzburger ½ Büchse
Randen in Scheiben . . . . 1.—
Carotten Pariser mittel . . . 1.10
Russischer Salat 1.60
3 tischfertige, nahrhafte und ausgiebige **Mahlzeiten** in 10 Minuten bereit gestellt:
Lenzburger ½ Büchse
weisse Bohnen fixfertig . . . -.80
weisse Bohnen mit Speck . . 1.25
Linsen fixfertig . . . . . -.80
Lenzburger
P 36 Bn

WELSCHLAND
bei Fr. Dr. Callet, 1 Place de l'Ancien Port, Vevey. Gelegenheit im Hause das Kochen zu erlernen; école de commerce, école des arts et métiers, école supérieure am Ort. Mässige Preise. Referenzen. P 51344 Q

Pension Wipf, Pura bei Lugano
empfiehlt sich zum Frühjahrsaufenthalt. Wundervolle ruhige freie Lage. Schöne Ausflüge. — Gute Küche. Preis 7 bis 8 Fr. Prospekt. P 2314 W

Schweizerisches Landschulheim „Ruotzig" Flüelen P 1083 Lz
Erziehungshilfe, Nachhilfe, Erholung für Kinder der Primar- und Sekundarschulstufe. Individuelle Pflege. Fr. 4.- täglich. Prospekte u. Referenzen. Dr. J. Schweizer

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
MIGROS
U 1-10

Die Wilden

Die größte Gefahr, die uns droht, ist das „Schema".

Es herrscht unbewußt ein großer Wettbewerb nach **dem Schema**, wonach jedem sein Teil gesichert werden kann, so daß er einfach ein „solidarischer" Bürger zu sein braucht, und alles andere passiert von selber. „Solidarisch", dieser Begriff hat bei dieser „Schema"-Sucherei sozusagen eine spezielle Aufgabe zu erfüllen. Wer nicht „solidarisch" ist, ist ein „Wilder". „Solidarisch" ist, wenn man auf eigene Ueberzeugungen verzichtet und treu und fest glaubt, was der Herr Präsident und der Herr Sekretär vortragen und die Mehrheit mit Kopfnicken bekräftigt. Wer „wild" ist, ist ein Feind der Allgemeinheit. Das sind die bereits katalogisierten neuen Begriffe; kurz gesagt: Besser zahm als selbständig.

Die „Wilden" sind die „bête noire" der Schema-Eiferer. Es ginge nämlich wunderbar mit jedem Schema, wenn keiner nachher anders könnte. Also ist es klar, daß die Hauptaufgabe der Weltneuordner darin besteht, mit den Wilden fertig zu werden. Spätere Erforscher unseres Zeitalters werden festnageln, wie sämtliche Schema-Propheten einen derartigen Glauben von sich geben, daß ihnen darob jedes Hören und Sehen verging, so daß sie, entfernt von jeder Wirklichkeit, ihre Idealgebilde gebären, sonst wäre es nämlich gar nicht möglich gewesen.

Also, sehen wir uns die „Wilden" etwas näher an und versuchen wir, mit einigen Gedanken den Begriff unseres Zeitalters vom „Wilden" zu analysieren. „Wild" ist der, der dem „Verband" nicht angehört. Meistens gehört er dem „Verband" nicht an, weil er seine eigenen Ueberzeugungen und ein starkes Selbständigkeitsgefühl hat.

Ein Widerspruch ist es, daß man noch nie so verwegen vom selbständigen Mittelstand lyrisiert hat wie gerade jetzt, und es gleichzeitig als höchste Aufgabe betrachtet — deretwegen man die Bundesverfassung schon etwas leicht nehmen kann — eben diese Selbständigsten der Selbständigen, die „Wilden", in die Ketten des „Schemas" zu legen, sie zu „sterilisieren".

Alles muß sterilisiert, nivelliert und kanalisiert werden; nichts mehr soll kuorrig wachsen, und die Wässerlein dürfen nur noch rechtwinklig fließen, der Donner des Bergbaches ist erledigt. Sie stellen sich vielleicht einen Augenblick den Wilhelm Tell als Verbandsmitglied vor — sonst verliert er sein Gemschi-Kontingent — Bilder helfen Gedanken herumlüpfen.

Ist der „Wilde" eine ganz neue Erscheinung unserer Zeit? Kaum. Der Begriff „Wilder" hat sich erst herausgeschält, seitdem es soviel Zahme gibt und der „Wilde" damit tatsächlich eine ungewöhnliche Erscheinung geworden ist. Früher war dies der Mann, der durch einen Ueberschuß an Initiative, Wagemut, Ausdauer und vor allem Glauben an sich selbst aus den Reihen auf eigenen Wegen hervorgetreten und entweder einen Fortschritt gemacht oder Schiffbruch erlitten hat. Im ersten Fall ist er in die „Illustrierten" gekommen, und die andern haben ihm sein System so gut wie möglich nachgemacht. Im letzten Fall war er ein Phantast, Spekulant etc.

Wirtschaftliche Tatsache aber ist, daß der selbständige, fortschrittliche, neue Wege beschreitende Unternehmer uns in der Schweiz den ganzen Aufschwung in Gewerbe und Handel gebracht hat. Tatsache ist, daß **nicht die Mehrheit** zuerst den Schritt vorwärts getan hat, sondern irgendein Eidgenoß aus der Reihe. Tatsache ist, daß es auch nicht ein „Führer" war, der der Masse à la Verbandspräsident vorauschritt, sondern es war bald dieser, bald jener, der aus eigener Kraft einen neuen Weg öffnete und nachher unvermerkt langsam eingeholt, wieder in die Reihen des nachkommenden Gewalthaufens aufgenommen wurde, währenddem bereits ein anderer auf seine Weise seinen wilden Weg voran machte.

Also ging es lebendig voran mit der Eidgenossen wirtschaftlichem Heerhaufen, so daß er heute weit voran und solid auf vielbeneideter Position steht — dahin geführt von den „Wilden".

Das wird die Geschichte einstens über die Wirtschaft der Schweiz in den letzten 60 Jahren zu berichten wissen...

Außer den „Wilden" begegnen die „Schema"-Sucher einer weiteren Schwierigkeit: Sie können sich immer weniger Illusionen machen, daß, wenn ein wirtschaftliches System die Privat-Initiative ausschließt, dieser mächtige Motor durch etwas anderes ersetzt werden muß — daß zu allererst eine „Kommission" nicht genügt, sondern daß die vielen selbständigen, „wild" handelnden Köpfe durch einen wirklichen **Kopf** an der Spitze ihres Schemas ersetzt werden müßten.

Damit wirft sich plötzlich der Schatten des Diktators über das Schema!

An diesem Punkt wird es jedem Schweizer etwas eng ums Herz. Ein schweizerischer Diktator! — Aber schon hört man in der schwülen Stille, offenbar von einem geldknappen Weiblein, den Seufzer: „Schließli, wänn's dänn nu de rächt wär!"

Da muß man ganz offen antworten: Es wird **ganz bestimmt** „de Lätz sy", nämlich der, der es hat allen recht machen können. Da liegt die große Gefahr der Total-Verkalkung unserer Wirtschaft: sie heißt Führerschaft der Unfähigkeit. Und die zweite Gefahr liegt darin, daß Vetterliwirtschaft und politisch privatwirtschaftliche Verhenkungen ihre Geschäfte noch saftiger gestalten, als es heute schon der Fall ist (siehe Oeltrust), denn es muß gesagt sein, daß im Volk der Hirten viele derer sind, die mit Geschick am andern Zitzlein saugen, und dann auch derer, die da ruhig solches gewähren lassen. Deshalb wird es gut sein, wenn auch in künftigen Zeiten der Lohn aus der Wirtschaft, d. h. das Einkommen im freien Erwerb auf **Arbeit und Leistung** beruht und nicht von Gnaden der Kepublik.

Das einzige Argument, das mich doch einiger maßen überzeugte, daß mit den Zwangsverbands- und Korporations-Ideen ein Teil des Volkes zu befriedigen wäre, stammt von einem, dem es schlecht ging, und tönte, allerdings echt eidgenössisch, ungefähr so: „Dann würde es wenigstens allen gleich schlecht gehen", und mir scheint fast, daß unbewußt mit diesem Gleichheitsideal nicht schlecht geworben wird.

Jedenfalls brummt die Trommel der Neidhammel merklich aus der Schalmeierei der Schemasüchtigen heraus.

Die größte praktische Schwierigkeit für den Zwangsverband wird in der Berufsgerichtsbarkeit liegen. Es gibt zwei berühmte Beispiele aus der jüngsten Migrosgeschichte, die dartun, daß es **unmöglich** ist, Objektivität zu bewahren, wenn eine erdrückende Mehrheit auf der einen Seite und das klare Recht auf der Seite der Minderheit ist. Das **eine** Beispiel betrifft den berühmten Erbsen-Rapport, der durch spontane Auflehnung von etwa 1000 Erbsenpflanzern in den Senkel gestellt wurde. Das andere ist die Tatsache, daß ein **zahmes** Mitglied, das in betrüglicher Weise dänische Eier für Trinkeier, d. h. Schweizer Eier, mit etwa 70 Prozent Nutzen verkaufte, am trauten Kommissionstisch ungerüffelt und unprotokolliert dem „Wilden" den Vorwurf machen durfte, daß er Schweizer Eier ohne jeden Nutzen verkaufe — worauf der „Wilde" als schwarzes Schaf herausgeschmissen wurde, unter feierlicher „Solidaritäts"-erklärung der „Zahmen" — und Auflösung des Vereins sozusagen wegen Abreise. Das sollte wie ein Blitzlicht zeigen, welche Zustände unter dem System der Zwangsverbände und Korporationen heraufbeschworen würden — eben, wenn nicht sofort ein Diktator mit dem eisernen Besen von der Vorsehung mitgeliefert wird.

Wenn wir nochmals auf den „Erbsen-" und den „Eierfall" zurückkommen, geschieht dies in der ausdrücklichen Absicht, darauf hinzuweisen, daß Ungerechtigkeit, Willkür und jedes Manöver gegen den Einzelnen und gegen Minderheiten vermieden bleiben müssen: nur so ist es möglich, daß ein Verband von der Achtung der Mitglieder, auch der oppositionellen, getragen ist — sonst bleibt zu seiner Aufrechterhaltung nur die stupide Vergewaltigung und nach längerer oder kürzerer Zeit ein böses Ende.

„Verbände" sind eine Notwendigkeit. Man kann sie nicht wegdenken. Die größte Gefahr aber, die sie bergen, ist, daß sie nicht das Verantwortungsbewußtsein der Persönlichkeit haben. Ein Verband beschließt und führt Dinge aus, die eine Persönlichkeit mit Vor- und Geschlechtsnamen, Verstand und Herz nicht verantworten würde. Der „Verband" wird sich bald Selbstzweck; er existiert, um Macht zu sein und auszuüben; Leistung kommt in zweiter Linie. Diese kann gewaltig gesteigert werden, wenn eine Notwendigkeit vorliegt. Der „Verband" wird immer soviel leisten, als er leisten muß, um zu bestehen und seinen Machtbereich womöglich zu vergrößern. Erst dort, wo dem Verband „wilde" Konkurrenz erwächst, dort fängt er wirklich an, Leistungen zu vollbringen. Deshalb sind die „Wilden", wie vor alter Zeit, die großen Vorwärtsdränger und Anreger. Wenn schon ein Verband, dann gleichzeitig noch ein Verband der „Wilden", wie es in der Zoologie Dickhäuter gibt, die von Gasttieren in allen Falten sauber und sprungmunter gehalten werden. Dann ist die Leistung garantiert.

Zum Schluß noch ein kleines Beispiel der Wirkung des „Wilden":

Ende 1930 senkte die Migros durch „Eigenfabrikation" den Schokoladepreis auf die Hälfte und prophezeite in folgenden Worten:

„...Sobald die Einfuhr-Zollstatistik für das erste Halbjahr (1931) vorliegen wird, wird man sehen, daß durch unseren sehr energischen Vorstoß in Sachen Schokolade - Preissenkung die Schokolade - Industrie keineswegs „ruiniert" wird. Dagegen würde sie endlich gezwungen, die „medizinmännerhafte" Idee aufzugeben, daß eine Preissenkung für den Markenartikel nichts anderes bedeute als eine „Qualitätsherabminderung" in den Augen des Eßpublikums!

Alle miteinander werden mehr Schokolade herstellen, mehr Arbeiter beschäftigen, anstatt unproduktive Spreu wie Superkundenbearbeitung und Monstre-Reklame, Geld und Arbeitskraft produktiv verwenden, und wer einigermaßen tüchtig ist, wird bei diesem neuen Kurs

mäßiger Preis — großer Umsatz

die Rechnung finden..."

Ueberall erhob sich das Geschrei der Schädigung, der Arbeitslosigkeit in den andern Schokoladefabriken. Und siehe da, der „Wilde" hatte die „Zahmen" aus dem Verbandsdämmerzustand geweckt. Sie senkten die Preise auch, und heute, mitten in der Krise, erhöhen die Schokoladefabriken (Amor, Lindt & Sprüngli) ihre Dividenden, und selbst Tobler erklärt, daß er eine Dividende hätte auszahlen können, wenn er nicht auf Kakao starke Abschreibungen hätte vornehmen müssen. Es steht da (Z. P. 8. 3. 34): „...gelang es der Unternehmung, den Inlandabsatz zu fördern. Der Bruttogewinn aus dem laufenden Geschäft ist denn auch **trotz der zunehmenden Verwendung billiger Qualitäten** von Fr. 689,898.— auf 735,360.— gestiegen!"

Wo stände diese Nahrungsmittel-Industrie, **wo ständen ihre Arbeiter,** wenn nicht ein „Wilder" den Weg gezeigt hätte, aus dem Zusammenbruch des Exportes (1925 = Fr 34,237,467.—, 1933 = Fr. 1,580,952.—) heraus zu besserem Erfolg bei niedrigeren Preisen?

Wie hieß es da im „Götz von Berlichingen": „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden werde ich schon fertig werden.."

Aprikosen halbe (Meilen) eine prächtige Qualität! Gr. Dose **95** Rp.

Konserven:
Erbsen, mittelfein II gr. Büchse 75 Rp.
Erbsen, mittelfein gr. Büchse Fr. 1.—
Erbsen, fein ¾-Büchse Fr. 1.—
(nur an den Wagen)
Erbsen mit Karotten gr. Büchse 90 Rp.
Bohnen, weiße, fixfertig gr. Büchse 50 Rp.
Bohnen, weiße, m. Speck gr. Büchse 90 Rp.
Sauerkraut, fixfertig gr. Büchse 50 Rp.
Sauerkraut m. Würstchen } gr. Büchse
Sauerkraut mit Speck } Fr. 1.—
Sauerkraut mit Rippli gr. Büchse Fr. 1.50

Kondensmilch gezuckert, Marke „Säntis" la Qualität
garantiert der ersten Markenware der Ladenvereine ebenbürtig, aber zu **60** Rp.

Unsere neuen **Pralinés!**
Ostersortiment mit staniolierten Schokolade-Eilein
Kleine Schachtel 107—113 g 50 Rp.
Große Schachtel 216—224 g Fr. 1.—

Saftige Halbblut-Orangen per kg 40 Rp.
Frischer Kopfsalat Stück 22½ Rp.
(an den Wagen 2 Stück = 45 Rp.)
Brüsseler Zichorie per kg 75 Rp.